

MIT GUNNAR KRUPP & NIKO BACKSPIN

O L E X E S H
**MAMA UKRAINA
PAPA RUSSIA**

riva

VOM ASYLHEIM IN DIE CHARTS

OLEXESH
MAMA UKRAINA PAPA
RUSSIA

MIT GUNNAR KRUPP & NIKO BACKSPIN

OLEXESH

**MAMA UKRAINA PAPA
RUSSIA**

VOM ASYLANTENHEIM IN DIE CHARTS

riva

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen

info@rivaverlag.de

Einige Orte und Namen in diesem Buch wurden anonymisiert, um die Persönlichkeitsrechte der Beteiligten zu wahren.

Die Bilder stammen aus dem privaten Archiv des Autors.

Wichtiger Hinweis

Ausschließlich zum Zweck der besseren Lesbarkeit wurde auf eine genderspezifische Schreibweise sowie eine Mehrfachbezeichnung verzichtet. Alle personenbezogenen Bezeichnungen sind somit geschlechtsneutral zu verstehen.

Originalausgabe

1. Auflage 2022

© 2022 by riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Türkenstraße 89

80799 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Redaktion: Sabine Franke

Umschlaggestaltung: Goran Gardes, Karina Braun

Umschlagabbildungen: Sascha Prieters

Satz: abavo GmbH, Buchloe

eBook: ePUBoo.com

ISBN Print 978-3-96775-000-3

ISBN E-Book (PDF) 978-3-7453-0876-1

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-7453-0877-8



Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.rivaverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter: www.m-vg.de

INHALT

Prolog **Der Krieg**

Kapitel 1 **Die Haare und der Fernseher**

Kapitel 2 **Die Mafia**

Kapitel 3 **Die Verkleidung**

Kapitel 4 **Der Sandberg im Hof**

Kapitel 5 **Das Blut auf dem Asphalt**

Kapitel 6 **Der Plan**

Kapitel 7 **Die Flucht**

Kapitel 8 **Die Ankunft**

Kapitel 9 **Das Heim**

Kapitel 10 **Die Einschulung**

Kapitel 11 **Die Lehrerin**

Kapitel 12 **Das Wunderland**

Kapitel 13 **Das andere Heim**

Kapitel 14 **Das Frauenhaus**

Kapitel 15 **Die Heimkehr**

Kapitel 16 **Der Pizza-Express**

Kapitel 17 **Die Köche**

Kapitel 18 **Das Gras**

Kapitel 19 **Die Lotterie**

Kapitel 20 **Die Sirenen von Schwalbach**

Kapitel 21 **Der Vorfall**

Kapitel 22 **Die Folgen**

Kapitel 23 **Die CD**

Kapitel 24 **Die ersten Texte**

Kapitel 25 **Die Hip-Hop-AG**

Kapitel 26 **Der neue Eminem**

Kapitel 27 **Die Freundin**

Kapitel 28 **Der letzte Schultag**

Kapitel 29 **Der Film**

Kapitel 30 **Der Neuanfang**

Kapitel 31 **Die Sonderschule**

Kapitel 32 **Das Jugendzentrum**

Kapitel 33 **Die Tarnung**

Kapitel 34 **Das Tonstudio**

Kapitel 35 **Die Parkbank**

Kapitel 36 **Die Security**

Kapitel 37 **Die ARGE - 1. Akt**

Kapitel 38 **Die Handys**

Kapitel 39 **Der Contest**

Kapitel 40 **Der Raub**

Kapitel 41 **Der Weihnachtsbaum**

Kapitel 42 **Die Mandalas**

Kapitel 43 **Die ARGE - 2. Akt**

Kapitel 44 **Die Sandwiches**

Kapitel 45 **Die Liste**

Kapitel 46 **Die ARGE - 3. Akt**

Kapitel 47 **Der Supermarkt**

Kapitel 48 **Die Couch**

Kapitel 49 **Der Name**

Kapitel 50 **Das Familien-restaurant**

Kapitel 51 **Die Briefe**

Kapitel 52 **Das Blinken der Automaten**

Kapitel 53 **Die Leere**

Kapitel 54 **Die Facebook-Page**

Kapitel 55 **Der Anruf**

Kapitel 56 **Die Entdeckung von Bornheim**

Kapitel 57 **Der Junkie auf der Autobahn**

Kapitel 58 **Feuer**

Kapitel 59 **Die Nacht der Baguettes**

Kapitel 60 **Das Mixtape**

Kapitel 61 **ARGE - 4. Akt**

Kapitel 62 **Der Vertrag**

Kapitel 63 **Der Straßencocktail**

Kapitel 64 **Der Straßenbau**

Kapitel 65 **Die Pause**

Kapitel 66 **Die Tour**

Kapitel 67 **Die Augen waren Husky**

Kapitel 68 **Das Kind**

Kapitel 69 **Das Auto**

Epilog **Der Krieg**

»Der Rap lässt meine dunkle Seite raus. Er ist wie ein Schatten, der mich begleitet. Das, was andere nicht aussprechen wollen oder können, bei mir haut es der Rap raus. Er ist immer da.«

Mein Vater ist aus Russland, meine Mutter aus der Ukraine. Am 24.02.2022 kam es zum Krieg zwischen diesen beiden Ländern. Die russische Armee marschierte in das Land ein, in dem ich zur Welt kam. Ich saß fassungslos vor dem Fernseher, schaute tagelang die Nachrichten, sah Soldaten in den Straßen kämpfen, in denen ich einst mit Kreide bunte Bilder malte. Große Teile meiner Familie leben noch immer in Kiew. Ich werde immer wieder gefragt, wie ich mit dieser Situation umgehe. Ich bin vor allem sprachlos, verabscheue jede Art der Gewalt, Waffen und Krieg und brauche vermutlich noch viel Zeit, um zu begreifen, wie und vor allem warum all das passiert ist.

In diesem Buch möchte ich euch meine Geschichte erzählen. Euch mitnehmen in meine Kindheit, wie ich meine Musik brauche, um Geschehnisse zu verarbeiten, und wie dieser Tag im Februar 2022 mein Leben noch einmal veränderte.

Aber beginnen möchte ich ganz am Anfang. In Kiew.

PROLOG

DER KRIEG

*Der Kripaks patrouilliert über den Makadam
Mit Walkie-Talkie sucht er nach Infos und Namen
Sie wollen wissen, wie ich heiß'
1988 Kiew, google nach dem Scheiß*

OLEXESH, »MAKADAM«

KIEW, 1988

Lena schrie. Sie schrie, weil das Kind kam, das über neun Monate in ihr herangewachsen war. Hätte sie damals, vor über neun Monaten, gewusst, wie so eine Geburt abläuft, sie wäre wohl kaum mit sechzehn schwanger geworden, hätte besser aufgepasst. Doch in der Sowjetunion sprach man nicht über Verhütung, man sprach allgemein über wenig. Niemand hatte sie gewarnt und jetzt, wo die Wehen einsetzten, war der falsche Zeitpunkt, sich über ihre Dummheit, das System oder die Tatsache, dass man in der Sowjetunion allgemein über wenig sprach, zu ärgern.

Normalerweise sollte eine schwangere Frau wohl von ihrem Mann ins Krankenhaus begleitet werden oder er zumindest dafür sorgen, dass der Krankenwagen sie pünktlich abholt. Diese Aufgabe erfüllte Lenas Mutter, da der Erzeuger mit eingegipstem Bein und höchstwahrscheinlich voll mit Drogen bei seinen Eltern vor sich hinvegetierte. Dass er nicht bei ihr war, empfand Lena

als durchaus positiv. Ihre Unterlippe hatte die Schwellung, die seine Faust in der Woche zuvor hinterlassen hatte, gerade erst überwunden. Und auch der Tritt in ihren Magen und der anschließende misslungene Versuch eines weiteren, bei dem ihr Mann sich den Fuß brach, hatte keine bleibenden Schäden hinterlassen. Nicht bei ihr. Bei dem Kind in ihrem Bauch sah das vielleicht anders aus. Lena wusste es nicht.

Quietschend öffneten die stummen Sanitäter die Hintertüren des Krankenwagens. Die Ausrüstung war spärlich: Es gab keine Lichtquelle, Kabel schlängelten sich von der Wand über den mit seltsamen Farben verschmierten Boden. Das Einzige, das Lena an einen Notarztwagen erinnerte, waren die unterschiedlich geformten Blutflecken, die, stümperhaft mit ausgewaschenen Tüchern überdeckt, den Untergrund pflasterten. Die Trage, deren Schrauben lose umherrollten, war offenbar zu Geld gemacht worden. Alles, was nicht wirklich fest angeschweißt war, wurde zu Geld gemacht. Es waren schlechte Zeiten. Lena nahm auf der Holzbank Platz. Sie sah aus, als hätten die Sanitäter sie auf dem Weg zu ihr aus einem anliegenden Park rausgerissen und mit einem Seil halbherzig an die Innenwand des Krankenwagens gebunden. Im Bauch boxte das Kind, als sich die Türen schlossen und sie in der Dunkelheit einsperrten. Sie war allein. Ihre Mutter und sie hatten sich nicht richtig verabschieden können. Vielleicht durfte sie ja aber auch im Fahrerhaus zwischen den Sanitätern mitfahren und ihr während der Geburt zur Seite stehen. Ach, wären sie doch einfach zusammen zu Fuß gegangen, wie Lena es eigentlich vorgehabt hatte. Das Krankenhaus lag nur wenige hundert Meter von ihrer Wohnung entfernt. Durch das Fenster der Gemeinschaftsküche konnte sie die grüne Fassade sehen.

Nun musste sie sich festkrallen, um nicht von der Bank auf den Boden zu rutschen. Die holprige Fahrt dauerte bloß vier Minuten. Zwei weitere Sanitäter warteten bereits am Eingang, als sie endlich aus der Dunkelheit befreit wurde. Der vertrocknete Baum sah aus wie eine knochige Hand, die versuchte, die tief stehenden, grauen Wolken herunterzuziehen. Sie führten sie in das Gebäude. Mit den Augen suchte Lena nach ihrer Mutter, fand sie nicht. Es roch nach Desinfektionsmittel. Doch noch auffälliger war, dass alles dieselbe sterile Farbe hatte: die Wände, die Kittel, die Vorhänge. Noch nie hatte sie so viel sattes Grün gesehen.

»Ausweis!«, sagte einer der Helfer und streckte ihr die Hand entgegen. Lena zog das Portemonnaie aus der Tasche und der Sanitäter griff zu, durchwühlte die Fächer, bis er fündig wurde. Emotionslos flogen seine Augen über das Dokument, bis er nickte und die Geldbörse, statt sie ihr zurückzugeben, in einen Schrank hinter dem Tresen legte.

»Ausziehen!«, sagte der zweite Helfer, und bevor Lena nachfragen konnte, wurde sie unsanft in eine winzige Kabine gestoßen. Zitternd entkleidete sie sich bis auf die Unterwäsche. Es klopfte. »Komplett ausziehen!«

Sie stutzte. Woher wussten die Männer, dass sie noch BH und Höschen trug? Man stellte keine Fragen. Nicht solche, nicht hier. Sie tat, was verlangt wurde. Die Tür öffnete sich und einer der Männer packte sie am Arm. Ihr Herz klopfte und das Kind in ihrem runden Bauch ebenso. Sie wurde in einen gekachelten Raum geführt. Die Fliesen waren kalt und feucht. Einen kurzen Moment war sie allein, stand nackt in einer Art Kammer, die sie mehr an einen Schlachtkeller als an ein Krankenhaus erinnerte. Eine streng aussehende Frau mit eng gebundenem Pferdeschwanz kam mit einem größeren Gerät, das sie auf Rollen hinter sich herzog, durch die Tür. Sie nahm den langen Stab, der in der Halterung

steckte, in beide Hände. Er ähnelte den Gewehren, die die Soldaten in der Stadt mitführten. Sie drückte den Auslöser. Es brummte. »Augen zu!«, sagte sie und Lena gehorchte.

Es wurde kalt. Druckvoll schoss der Wasserstrahl auf ihre Haut, sodass es fast wehtat. Die Gase des Desinfektionsmittels stiegen in ihre Nase. Kurz hatte sie das Gefühl, ihre Gedanken würden abdriften und sie vom strengen Alkoholgeruch einfach umkippen. Das Kind boxte, verhinderte die drohende Ohnmacht. Das Brummen verhallte und Lena öffnete die Augen. Die Frau schmiss ihr ein raues Handtuch entgegen und zeigte auf einen Haufen mit Nachthemden. »Davon ziehst du ein passendes an!«

Lena nickte stumm, trocknete Körper und Haare und zog am feuchten Stoff eines der Hemden. Das Muster bestand aus aufgedruckten Logos des Gesundheitsministeriums. Sie schlüpfte hinein, streifte es über die nackte Haut. Es war kalt. Der muffige Geruch ließ sie zusammenzucken. Ab dem Dekolleté bis runter zum Bauchnabel war der Stoff aufgerissen. Seltsam. Sie durchwühlte den Haufen, fand kein heiles Hemd. Alle hatten diesen Riss, der den Bauch freilegte. Die Frau zückte eine kleine Schere, griff nach Lenas Hand. So fest, dass die Finger es nicht einmal mehr schafften zu zittern. Sie setzte an und schnitt die Fingernägel so weit herunter, dass kein weißer Rand mehr übrig blieb. Dann kniete sie sich hin und tat selbiges mit den Zehennägeln. Als sie fertig war, zog sie ein Stück Watte aus dem Kittel und überschüttete es großzügig mit Jod, strich über die Zehen, die Finger, deren vorderste Kuppen sich dunkelgrün färbten.

Das Kind boxte im Bauch und Lena krümmte sich, als die Ärztin sie den langen, dunklen Flur entlangdrängte. »Weiter!«

In der Ferne hörte sie das Schreien der Babys und Frauen. Unerträgliche Laute, die sich in ihr Hirn brannten und alles infrage stellten. Was waren das für unmenschliche Zustände? Wo war ihre Mutter? Sie kamen zu einer breiten Tür, die von einem abgenutzten Keil offen gehalten wurde. Lena hielt sich am Türrahmen fest. Der Schmerz wurde immer stärker.

Der große Saal lag im Dunklen. In zwölf Betten krümmten sich die schwangeren Frauen, schrien, zappelten, keuchten, die jodfarbenen Finger krallten sich in den dünnen Stoff der Bettlaken, hinterließen Abdrücke und Risse. Alle trugen die gleichen, vorne offenen Nachthemden. Lena bekam das Bett am Ende des Raumes, legte sich flach auf die Matratze und versuchte sich die Kissenenden in ihre Ohren zu drücken, um die quälenden Schmerzensschreie auszublenden. Sie fühlte ihr Kind und wie es gegen die Innenwand drückte. Bald würde es kommen.

In der Nacht wurden die Frauen abgeholt. Eine nach der anderen verließ schlurfend den Saal. Lena beobachtete alles, brachte kein Auge zu. Zunehmend verstummten die Schreie, bis das letzte Bett herausgeschoben war und man sie mit der Dunkelheit, mit der Stille allein ließ.

Sie fühlte, dass das Laken unter ihr nass geworden war. Was war passiert? Blutete sie? Langsam tastete sie ihren Körper ab. Was war mit dem Baby? Irgendwas stimmte hier nicht. Das war nicht normal. Ein seltsam kribbeliges Gefühl durchfuhr ihr Nervensystem und für einen Moment war ihr so, als stünde der Tod am Fußende des Bettes, bereit, sie auf der Stelle mitzunehmen. Sie versuchte sich aufzurichten, scannte den Raum nach einer Fluchtmöglichkeit, fand einen Lichtspalt durch die Flügeltüren blitzen. Einmal noch aufbäumen. Ein letzter Versuch, Gevatter Tod zu entkommen. Sie setzte einen Fuß

auf den Boden. Der Schweiß tropfte von ihrer Stirn. Hatte sie Fieber? Das gesamte Hemd war nass und kalt. Sie drückte sich hoch, stellte sich wankend auf. Für die ersten Gehversuche musste sie sich am Bett abstützen. Für den Rest, bis zum Ende des Lichts, gab es keine Hilfe. Das musste sie ganz allein schaffen. Sie spürte das Kind nicht mehr. Sie ließ los und langsam, Schritt für Schritt, quälte sie sich in Richtung Tür. Ihre Atmung war schwer, vom Hemd tropfte es auf den PVC-Boden. Kurz musste sie sich auf den Knien aufstützen, um Kraft für die letzten Meter zu sammeln. Sie würde nicht aufgeben! Niemals! Würde es irgendwie schaffen! Und als ob es gemerkt hatte, dass seine Mutter Unterstützung brauchte, begann das Baby sich zu bewegen. Ganz leicht nur und doch für Lena merklich. Zusammen kriegen wir das hin! Sie richtete sich auf, strich die schweißnassen Haare aus dem Gesicht und ging weiter, drückte mit der flachen Hand gegen die Tür und blickte auf den riesigen Körper der Ärztin, die sie entsetzt ansah. »Was machen *Sie* denn hier?«

Lena keuchte. »Irgendwas stimmt nicht. Es ist alles nass.«

Ein kurzer Blick und die Sache war klar: »Ihre Fruchtblase ist geplatzt.« Lena wusste nicht, was das bedeutete, hatte noch nie etwas von einer Fruchtblase gehört. Die Ärztin schien überlegen zu müssen, bevor sie den Gang hinunterzeigte. »Kommen Sie mal mit durch die Tür dahinten!« Keuchend folgte Lena, auch wenn der Weg endlos schien.

Am 25. Februar 1988 kam das Kind unter höllischen Schmerzen in Kiew zur Welt. Als die Ärzte es Lena zeigten, war sie so von der starken violetten Farbe überrascht, dass sie ihre Erschöpfung für einen Moment vergaß. Sie hielten

es ihr vor die tränenunterlaufenen Augen und alles, was sie sah, waren die lila Hoden. Ein Junge. Olexiy. Es war überstanden, dachte sie noch, bis die Ärzte das Kind wegtrugen und die Bettdecke ein weiteres Mal hochhielten. Mit einem heftigen Ruck zogen sie die Nachgeburt heraus. Ein Höllenschmerz. Sie schrie. Es fühlte sich an, als würden alle inneren Organe auf einmal herausgerissen. Die Männer reagierten nicht, niemand half ihr, hielt ihre Hand oder redete ihr gut zu. Die Schwester holte einen langen Stab hervor, an dessen Spitze Watte befestigt war. Dann fischte sie eine kleine Flasche aus der Tasche ihres Kittels und tränkte alles mit giftgrünem Desinfektionsmittel. Der plötzlich eintretende, brennende Schmerz überraschte Lena so heftig, dass sie laut brüllte, die Hände auf das Laken schlug, keuchte, als die Schwester den Stab in ihr herumdrehte und ihr Inneres unsanft desinfizierte. Sie fühlte sich wie ein Suppenhuhn, das ausgenommen dalag.

Man schob sie zurück in den Raum mit den anderen Frauen, legte sie auf das noch immer nasse Laken. Lena zog sich die Decke über den Kopf und hoffte einfach nur, die letzten Stunden irgendwann vergessen zu können.

Nacheinander bekamen die neuen Mütter die eingewickelten Babys überreicht. Immer wieder glaubte Lena kurz, sie wäre endlich an der Reihe, ihren Olexiy zu sehen, ihn an sich zu drücken und dann, so schnell es ging, aus diesem Kerker zu verschwinden. Und immer wieder zog ein Gefühl der Enttäuschung durch ihren Körper, als ein Kind einer anderen Mutter gebracht wurde. Abends fragte sie einen der Ärzte, wo denn ihr Sohn sei.

»Der hat Gelbsucht«, war die kurze Antwort. Natürlich wusste sie nicht, was das bedeutete. Und als am nächsten Tag wieder Babys verteilt wurden und sie die Letzte war, die

noch auf ihren Sohn wartete, verlor sie kurz die Hoffnung. Alle Mütter waren glücklich und zufrieden, hielten strahlend die eingewickelten Babys im Arm. Bald musste es doch so weit sein?! Bei jedem noch so kleinen Geräusch, das aus dem Flur kam, dachte Lena, der Zeitpunkt wäre gekommen.

Abends, als die Hoffnung am tiefsten Tiefpunkt war, brüllte am Ende des Ganges eine Frau. Lena schreckte auf. Da war noch etwas anderes, das sie hörte. Auch ein Kind schrie. Und obwohl sie es nur kurz wahrgenommen hatte, erkannte sie es sofort.

»Wem gehört denn dieses verdammte Kind hier?«

Lenas Augen wurden größer. »Mir! Mir, das ist Olexiy! Mein Sohn ist das!«

Die riesige Krankenschwester schob das Kind auf einem Wagen durch den Saal. Lena bekam endlich ihren Sohn überreicht. Eingewickelt bis zum Kopf. Die violette Farbe war verschwunden. Noch etwas gelb schaute er seine Mutter an, die ihn fest an sich drückte.

KAPITEL 1

DIE HAARE UND DER FERNSEHER

*So wie das Land es will, Korruption, Hungerlohn
Slawisches Reich mit endlosen Zeitzeonen
Krumme Dinger drehen, immer schön den Mund halten
Wirtschaften in 10 Varianten*

OLEXESH, »GEWALTMONOPOL«

KIEW, 1991

»Du hältst jetzt deine Schnauze, Olexiy!« Nikolaj tobte, hatte beide Hände tief in meine Haare versenkt. Die Muskeln angespannt, zog er, so doll er konnte. Der Schmerz war unglaublich. Als würde mein Stiefvater die komplette Kopfhaut abziehen wollen. Laut schrie ich auf. Es gab einen Ruck, und wir beide landeten unsanft auf dem Boden. Der Geruch von Kondensmilch stand im Raum und er starrte auf das Bündel blonder Strähnen, das zwischen seinen Fingern steckte. Ich fühlte die kahle, brennende Stelle am Hinterkopf. Nach der kurzen Schrecksekunde fing er an, mich zu beschimpfen, während er, mit der geschlossenen Faust gestikulierend, durchs Wohnzimmer stampfte und nach einer Möglichkeit suchte, die Haare zu entsorgen. Im Müll würde meine Mutter sie sofort entdecken. Er zog also den Fernseher im Einbauschränk ein Stück vor, streckte

seinen Arm in den Zwischenraum und öffnete die Hand. Hass. Ich war drei Jahre alt und hasste ihn in diesem Moment, wie ich nichts vor ihm gehasst hatte. Ein drei Jahre alter Junge sollte so tiefen Hass niemals verspüren. Ich zitterte, kauerte an der Wand, wimmerte und hoffte, er würde nicht wieder auf mich losgehen.

Ich wurde im Jahr des Drachen geboren, kurz bevor Jean-Claude Van Damme mit »Bloodsport« seine Actionfilmkarriere startete. Davon war nichts mehr zu spüren. Meine Mutter und ich teilten uns mit mehreren anderen Parteien eine Kommunalwohnung in Kiew. Mein leiblicher Vater war mit seiner ganzen Familie einen Monat nach meiner Geburt nach San Francisco ausgewandert. Er wollte über meine Mutter bestimmen, nahm sämtliche Drogen dieser Welt, schlug sie beinahe täglich und klaute alles, was nicht angewachsen war oder streng bewacht wurde. Obwohl ihn das auch nicht immer aufhielt. Er war mehrfach vorbestraft. Diebstahl, Drogen, Gewalt. Und so war es eine Erleichterung, als seine Familie beschloss, das Land zu verlassen. Freudig unterschrieb meine Mutter alle Scheidungspapiere, sodass er abhauen durfte und sich nicht mehr um sie oder seinen neugeborenen Sohn (mich) kümmern musste. Als Entschädigung für die ausfallenden Alimente schlug seine Familie vor, meiner Mutter einen Pelzmantel zu kaufen. Sie lehnte ab. Die Auswanderung war Segen genug. Außerdem waren Pelzmäntel nutzlos: Man konnte sie weder essen noch irgendwo ohne größeren Aufwand zu Geld machen. Denn in unserem Umfeld hatten die Leute kein Geld. Erst recht nicht für protzige Kleidung. Sie hatten gar nichts. Die Mäuse führten Kriege gegen die Kakerlaken, ihr Schlachtfeld war unsere Wohnung.

Meine Mutter studierte Kunst. Sie malte Bilder und nahm mich häufig mit zu den Kursen, weil sie sich niemanden leisten konnte, der auf mich aufpasste. Dort entstand auch ein Foto aus dem Album *Makadam*: ich, als Baby, mit weißem Mützchen. Das machte meine Mutter nach einer Kunstprüfung in der Uni, an der damals auch die Klitschko-Brüder studierten. In dieser Zeit lernte sie ihren zweiten Mann Nikolaj kennen. Ich war sechs Monate alt, als sie sich ineinander verliebten und zusammenzogen. Zwei Jahre später heirateten sie.

Bis zu dem Moment, als Nikolaj meine Haare hinter dem Fernseher entsorgte und der Geruch von Kondensmilch in meine Nase zog, verstanden wir uns relativ gut, waren fast so etwas wie eine kleine Familie. Ich hatte nichts Schlimmes gemacht, nur gedankenversunken mit Lego gespielt, während er versuchte, auf dem Sessel zu schlafen. Seitdem er die Nächte dafür nutzte, in Casinos unser Geld zu verspielen (oder, wie er es formulierte: zu verdoppeln), benötigte Nikolaj jede Sekunde am Tag, um die Ruhe zu finden, die ihm die blinkenden Automaten stahlen. Schwierig, da unser Teil der Wohnung aus nur einem Zimmer bestand, wo ein Junge im spielfreudigen Alter in der Legokiste wühlte, um den einen, besonderen Stein zu finden, der sein Spielzeug vollenden sollte. Erst jetzt bemerkte ich den langen Riss in meiner Hose, der wohl entstanden war, als ich durch die ausgerissenen Haarwurzeln zu Boden ging.

Als meine Mutter an dem Abend von einem Kunstseminar nach Hause kam, entdeckte sie als Erstes die fehlenden Haare.

»Was ist passiert?«, fragte sie schockiert.

Ich hatte es fast schon wieder vergessen, musste ernsthaft überlegen. »Der Papa hat mir die rausgerissen.«

»Das stimmt nicht!«, fauchte Nikolaj aus seinem Sessel.

»Doch, es stimmt! Er hat sie mir rausgerissen und hinter den Fernseher geworfen.«

Nikolaj krallte die Finger in die Armlehne, die an dieser Stelle schon abgewetzt war. »Der Junge lügt! Er hat zu viel Fantasie!«

»Wie kann ein Junge zu viel Fantasie haben?«, fragte meine Mutter, kniete sich vor den Einbauschränk und fühlte mit der Hand hinter den Fernseher. Dort fand sie meine Haare und war fassungslos. Als sie dann noch den Riss in der Hose bemerkte und ich ihr erzählte, was vorgefallen war, wurde sie sauer und wollte meinen Stiefvater zur Rede stellen. Doch statt einer Diskussion gab es eine schallende Ohrfeige. Meine Mutter ging in die Knie und das Gespräch war beendet. Auf allen vieren half sie mir dabei, meine Hose auszuziehen, sie wollte sie mit ihrer Nähmaschine flicken. Doch auf dem Beistelltisch, wo das Gerät gestern noch gestanden hatte, konnte man es durch den helleren Tischabdruck nur noch erahnen.

»Nikolaj, wo ist meine Nähmaschine?«, fragte sie, während sie sich mit den Fingern ihre Tränen aus dem Gesicht wischte.

»Verkauft«, sagte er beiläufig.

»Wie, verkauft?«

»Ich kauf eine neue, eine bessere, sobald ich das Geld zurückgewonnen habe.« Er drückte auf die Lautstärketaste der Fernbedienung, bis die wütende Stimme meiner Mutter von der russischen Quizshow im Fernsehen übertönt wurde.

Nach der Unabhängigkeit der Ukraine hatte es angefangen: Die ersten Casinos öffneten und Nikolaj fuhr

Geschäftsleute im Taxi in die Vergnügungsviertel der Stadt. Es war klar, dass er letzte Nacht vorm Spielautomat gehockt, sich besoffen und das Geld der verkauften Nähmaschine einem Schuldner, dem Barmann oder einem Automaten zugesteckt hatte. Als meine Mutter dann noch sah, dass in ihrem Portemonnaie das Bargeld fehlte, drückte sie auf den Ausschaltknopf und stellte sich vor den Fernseher.

»Wo ist das Geld, Nikolaj?«

Ich konnte sehen, wie sich die Ader am Hals meines Stiefvaters vergrößerte. Er schwieg.

»Ich wollte gleich noch Essen für uns einkaufen. Wo ist mein Geld?«, wurde meine Mutter lauter.

Nikolaj begann zu zittern, zog sich an den Lehnen hoch. Mit der Schulter stieß er sie beiseite, nahm sein Sakko vom Stuhl. »Dann gewinn ich es halt wieder zurück, wenn ihr so scharf auf Geld seid!«, schrie er und knallte die Tür hinter sich zu.

KAPITEL 2

DIE MAFIA

*Über den Makadam weht der Wind, lauf mit
Vertrau mir blind, einen Schritt
Entscheide, was du tust
Es sei denn, du musst Luft holen
Am Ende des Tages sehen wir, was uns bleibt
Und wenn die Sonne spricht*

OLEXESH, »MAKADAM«

Den ganzen Nachmittag kam er nicht nach Hause. Im Wohnzimmer spielte klassische Musik. Meine Mutter malte an ihrer Staffelei das kleine Quadrat blauen Himmels, das man hoch oben, umschlossen von dunkelgrauen Wohnblocks, in unserem Innenhof sah. Ich saß noch immer auf dem Teppich und baute mit Lego. Mit dem roten Rennauto gab ich mir besonders Mühe. Es sollte perfekt werden.

Als es an der Haustür klingelte, legte meine Mutter den Pinsel beiseite. Da unsere Wohnung aus mehreren Parteien bestand, die sich unter anderem auch die Küche teilten, stand der Besuch bereits in der Tür direkt vor unserem kleinen Flur. Meine Mutter öffnete und ich schaute um die Ecke, um zu sehen, wer unsere Gäste waren. Vier Männer standen da. Sie sahen aus wie die Boxkämpfer, die Nikolaj an unzähligen Wochenenden im Fernsehen bewundert hatte: riesig, vernarbt, stark, ernst. Ich setzte ein Rad an das

Lego-Auto und kümmerte mich nicht weiter darum. Sie redeten über irgendwelche Geldsachen, wurden lauter. Dann schubsten sie meine Mutter durch den Flur. Ich sah die glänzende Pistole, die der Größte von ihnen meiner Mutter gegen die Schläfe presste. »Wenn du schreist, war's das!«

Ihre aufgerissenen Augen folgten den Bewegungen der Waffe. Die Arme schlotterten, waren dicht am Körper verschränkt, machten sie so klein, wie es ihr möglich war.

»Komm, ich knall sie ab, dann weiß der Scheißwichtser vielleicht, dass mit uns nicht zu spaßen ist. Darf ich sie abknallen?«

Ein anderer schüttelte den Kopf. »Erst mal nicht.« Enttäuscht nahm der Typ die Pistole herunter, zog stattdessen den roten Seidenschal meiner Mutter vom Haken und wickelte ihn um ihren Hals. Ich sah, wie sich die Fingerknochen lila färbten, als einer der Männer die Schlinge zuzog. Ich dachte, sie spielten Indianer. »Hallo, Onkel«, sagte ich zu einem der Männer, der sich, statt zu antworten, erschrocken zu mir umdrehte und seinem Freund etwas ins Ohr flüsterte. Der Kleinste von ihnen fragte meine Mutter: »Ist das dein Kind?«

Meine Mutter japste, richtete sich auf und lockerte den Schal an ihrem Hals. »Ja«, sagte sie heiser.

»Wie heißt er?« Ich konnte sehen, dass dem Typen ein Eckzahn fehlte.

»Olexiy.«

Der Mann nickte. »Und wie alt ist er?«

Sie hustete, rieb mit der Hand über ihren Hals. »Vier Jahre alt.«

Er bückte sich zu mir herunter, nahm mir das Auto aus der Hand, hob das abgefallene Rad auf und drückte es fest. Dann streichelte er über meine haarlose Stelle am Kopf.

Seine Hand war rau und groß. Er lächelte, umspielte mit den Fingern das Spielzeug. »Er erinnert mich an mich damals.«

Seine Knie knackten, als er sich aufrichtete und mit seinen Freunden flüsterte. Als sie eine Entscheidung getroffen hatten, reichte der Kleinste meiner Mutter die Hand. »Sie haben Glück, dass er da ist.« Er gab mir mein Auto zurück »Hast du gut gebaut«, sagte er und deutete seinen Freunden mit einer wischenden Handgeste den Weg nach draußen. Mit dem Fingernagel kratzte er sich über das freiliegende Zahnfleisch, machte ein paar Schritte durch unsere Wohnung und nahm ein Bild vom Regal. Es zeigte meine Mutter, Nikolaj und mich vor einem Tigergehege. »Nettes Familienfoto. Ist das hier im Zoo aufgenommen?« Meine Mutter nickte. Er stellte es zurück. »Ich mag ja Tiger gerne. Sie umschleichen ihre Beutetiere, ohne dass die es merken. Und dann, wenn sie es am wenigsten erwarten« - er holte aus und das Bild zerschellte auf dem Boden. Ich erschrak. »Wo ist Nikolaj?«, zischte er meiner Mutter entgegen.

Ihre Lippen vibrierten. »Wahrscheinlich bei seinen Eltern.«

Er zückte einen Block und einen Kugelschreiber. »Wie ist die Adresse?« Die Stimme meiner Mutter war kraftlos, als sie diktierte. Der Mann schrieb. Als er fertig war, lächelte er. »Wenn Nikolaj hier auftaucht, rufen Sie mich an!« Er führte seinen Kugelschreiber an unsere beige Wandtapete und kratzte in großen Ziffern eine Telefonnummer darauf. »Mach es gut, Olexiy«, sagte er, und ich hob meine Hand zum Gruß. »Schönes Auto!« Noch einmal strich er über meinen Kopf. »Deine Mutter kann froh sein, dass sie dich hat.«

Die Tür war kaum wieder zu, da hörte ich, wie ein Schlüssel ins Schloss gesteckt wurde. Gespannt schauten meine

Mutter und ich den Flur entlang, als Nikolaj hektisch hereinstürmte, die Tür zudrückte und sich fest dagegenstemmte. Ihm standen die Haare zu Berge und der offene Anzug knitterte. »Sind sie weg?«, fragte er uns mit aufgerissenen Augen. Meine Mutter sah ihn ungläubig an. Sie strich mit den Händen über ihren Hals, auf dem rote Striemen zu sehen waren. »Wer waren diese Leute?«

Nikolaj rutschte an der Tür herunter auf den Boden. Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar und schluckte. »Die Mafia.«

Ich fuhr mit dem Lego-Auto gegen die Wand, sodass es in der Mitte zerbrach.

Meine Mutter zitterte. »Was wollten die denn? Und wo kommst du gerade her?«

»Ich hab gehört, dass sie mich suchen, sie waren direkt hinter mir. Ich bin dann an unserer Tür vorbei nach oben und hab im Flur gewartet.« Er stemmte die Hände in den Boden und richtete sich auf. »Zum Glück wussten die nicht, wie ich aussehe«, ignorierte er die erste Frage meiner Mutter. »Das ist ja noch mal gut gegangen.«

»Die wollten mich umbringen!« Meine Mutter stampfte geräuschlos mit dem Fuß auf. Zu schwächlich waren ihre Beine.

Nikolaj ließ sich auf den Sessel fallen, als wäre nichts gewesen. Seine Aufregung war mit einem Schlag verschwunden. »Ach was. Ist doch nichts passiert«, sagte er trocken, bevor er zur Fernbedienung griff. »Gucken wir einen Film?«

Sie schaute auf die Nummer, die der Mann an der Wand hinterlassen hatte, hob den Telefonhörer an und legte ihn schließlich zögerlich wieder auf die Gabel. Dann stellte sie

sich vor den Fernseher. »Du haust jetzt hier ab! Fahr zu deinen Eltern!«

Statt meine Mutter zu beachten, zog Nikolaj die Schuhe aus und legte seine Füße auf dem Hocker ab. »Mach hier mal jetzt nicht wieder so eine Szene. Gleich kommt Fußball!«

KAPITEL 3

DIE VERKLEIDUNG

*Ständig klopft es an der Tür
Papa wird ab jetzt gejagt, ja
Mutter muss Perücken anziehen
vor der Tür die Mafia
Papa war am Dealen und zu Hause gab's 'ne Razzia*

OLEXESH, »PAPA WAR AM DEAL'N«

Er blieb, trank Bier, schaute Fußball und fuhr, wie gewöhnlich, gegen 22 Uhr ins Casino.

Am nächsten Tag, als mich meine Mutter in den Kindergarten bringen wollte, sah sie verändert aus. Sie stand vor dem Spiegel, kämmte ihre Haare und band sie stramm zu einem Zopf zusammen. Dann setzte sie sich eine übergroße Brille, die ich noch nie vorher gesehen hatte, auf die Nase. Wenn ich ihre Verwandlung nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, ich hätte meine eigene Mutter nicht erkannt.

»Warum verkleidest du dich?«, fragte ich sie und sie lächelte nur. »Einfach so. Willst du heute auch etwas anderes tragen?«, fragte sie und nahm eine Federboa, die seitlich über dem Spiegel hing, und legte sie mir um den Hals. »Das sieht doch super aus, guck mal!« Sie griff mir unter die Arme und hob mich hoch, damit ich mich im Spiegel betrachten konnte. Wir sahen wirklich cool aus, waren ausgehbereit.